

# UNTERWEGS

Die Anthropologie als holistische Erkundung  
fremder Lebenswelten

PETER VAN DER VEER



Der große Unterschied zwischen einem Philosophen (oder einem Angehörigen der Philosophischen Fakultät im Allgemeinen) und einem Anthropologen besteht darin, dass Letzterer seine relativ komfortable Existenz verlässt, um an weit entfernten Orten das Leben zu studieren, und zwar nicht abstrakt, sondern konkret, als gelebte Realität. Laut einer leicht abgedroschenen Geschichte über Immanuel Kant machte der Philosoph täglich einen Spaziergang in Königsberg, und das war seine einzige Begegnung mit der Alltagsrealität. Den Rest – Raum und Zeit und sogar Weltfrieden – holte er sich durch Vorstellungskraft in sein Arbeitszimmer. Dazu war er allerdings durchaus in der Lage; deshalb sollten wir die Philosophie nicht aufgrund ihres geschützten Blickwinkels verunglimpfen.

**Vorherige Doppelseite:** Professor van der Veer mit einem buddhistischen Mönch aus Burma in Dehong, Südwest-China.

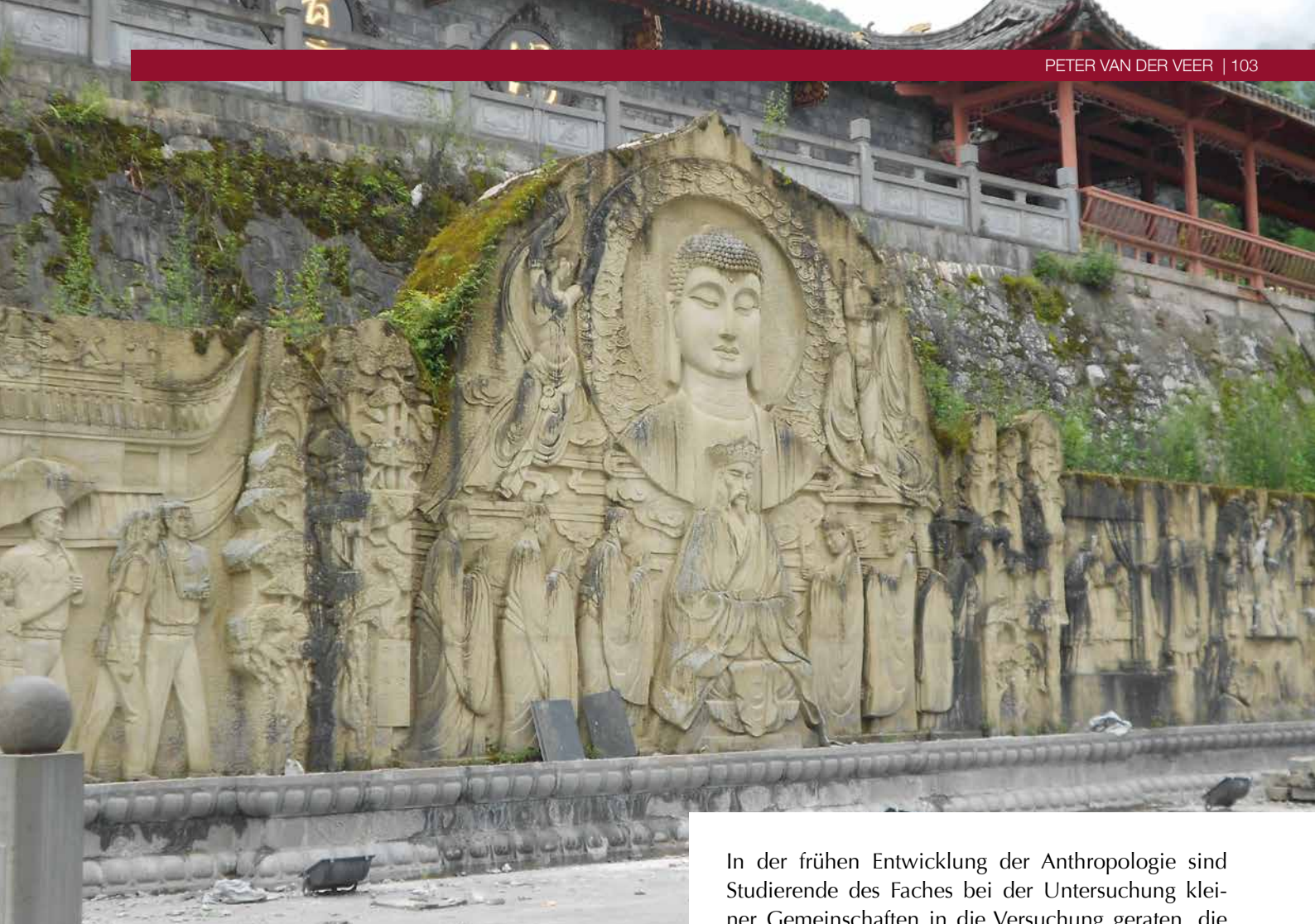
**Rechts:** Relief mit der Geschichte von Master Yang in Mianning, Südwest-China.

Lassen Sie mich folgende Anekdote erzählen: Als ich ein Student war, hatte ich einen Professor, der niemals Indien besucht hatte und sich weigerte, nach Japan zu fahren, um einen bedeutenden, ihm verliehenen Preis entgegenzunehmen. Er schrieb über Indien als textuellen Ort, indem er textuelle Traditionen als Quellen nutzte und natürlich das, was andere über Indien geschrieben hatten. Auch er war dazu durchaus in der Lage, obwohl er kaum die Stadt Utrecht verlies.

Der chinesische Sanskritforscher Ji Xianlin schrieb in seinem Buch *Zehn Jahre in Deutschland* über einen Professor der Sinologie, der kein Chinesisch sprach und niemals China besucht hatte. Ji selbst ging vor dem Zweiten Weltkrieg nach Göttingen, vor allem um den Status eines Wissenschaftlers zu erlangen, der im Ausland ausgebildet worden war – damals wie heute ein hoch begehrtes Renommee unter den Chinesen. Bei Kriegsausbruch hing er aber in Göttingen fest und musste sehr lange warten, bis er in seine Heimat zurückkehren konnte. Der Fall Ji ist interessant, da er eindeutig ein intelligenter und ehrgeiziger Mann war, der später Vize-Präsident der Beijing Universität

wurde. In seinem Buch aber kann Ji dem Leser nur wenige ironische Beobachtungen über Göttingen sowie die bedauernde Tatsache vermitteln, dass die Deutschen, die eine so hohe Kultur besaßen, zu politischem Denken unfähig waren. Man hätte gehofft, dass ein chinesischer Intellektueller, jemand aus einer vollkommen anderen Kultur, in der Lage gewesen wäre, etwas Überraschendes und Erleuchtendes über Deutschland während des Krieges zu erzählen. Enttäuschenderweise zeigt sein Beispiel jedoch, wie Menschen, die im Ausland studieren (und sogar im Ausland arbeiten), in einem selbst gewobenen Kokon leben und in der Tat sehr wenig von der sie umgebenden Kultur wahrnehmen.

Man kann nur über die große Anzahl der gegenwärtig in Göttingen studierenden Asiaten staunen. Erfahren sie mehr über die deutsche Kultur als ihr berühmter Vorgänger? Oder leben Sie einfach in einem ähnlichen selbst gewählten Kokon, abgeschirmt von der Auseinandersetzung mit der fremden Kultur? Während ihres Aufenthalts in Deutschland werden viele chinesische Studierende zu Christen, dennoch besuchen sie ihre eigenen kommunalen Kirchen und meiden dabei die deutschen Gotteshäuser. Sie scheinen



in erster Linie damit glücklich zu sein, unter sich zu bleiben, während sie sich gleichzeitig zu einer universellen Kirche bekennen.

Anthropologen haben es – ganz anders als die sogenannten Freizeit-Reisenden – zu ihrem Beruf gemacht, »unterwegs« zu sein. Dies impliziert, dass die Personen möglicherweise geschult sein müssen, um intelligente Beobachtungen über die fremden Kulturen, in denen sie sich bewegen, machen zu können. Die ethnografische Methode besteht aus einem langen Aufenthalt »draußen im Feld«, einer Vertrautheit mit den Lebensweisen der zu erforschenden Völker und daher in vielen Fällen auch einer damit zusammenhängenden langen sprachlichen Vorbereitung, um sich mit der Landessprache vertraut zu machen. Der etwas vage Begriff »Lebenswandel« steht für einen ganzheitlichen (holistischen) Ansatz, mit dem eine Gesellschaft in ihrer Gesamtheit untersucht wird. Wie man weiß, ist so eine Gesamtvision praktisch nicht möglich, es sei denn, man fantasiert sich Gesellschaften zusammen, die außerhalb der Geschichtsschreibung und außerhalb der vernetzten Weltgemeinschaft stehen.

In der frühen Entwicklung der Anthropologie sind Studierende des Faches bei der Untersuchung kleiner Gemeinschaften in die Versuchung geraten, die Orte ihrer Feldforschungen isoliert zu betrachten. Aber kein Forscher, der eine indische oder chinesische Dorfgemeinschaft untersucht, wäre in der Lage, diese Fantasie der isolierten Gemeinschaft aufrecht zu erhalten. Was Ethnografen jedoch durchaus behaupten, ist, dass ihre Erforschung des Alltagslebens in einer kleinen Gemeinschaft ihnen die Interpretation der größeren Einheit – lokal, regional, national oder sogar global – erlaubt und dass diese Erkenntnisse nicht durch groß angelegte Befragungen und Surveys zu gewinnen sind. Die Behauptung besteht darin: Eine intensive Betrachtung eines Fragments erlaubt es, das große Ganze zu beschreiben und umgekehrt, durch das Verständnis des großen Ganzen ist man wiederum in der Lage, das Fragment zu interpretieren (was auch immer das konkrete Ganze oder das konkrete Fragment sein mag). Obwohl hier eine Ähnlichkeit mit dem hermeneutischen Kreis der textuellen Interpretation vorliegt, muss man anerkennen, dass Gesellschaften nicht aus einem geschlossenen Text bestehen und dass gesellschaftlicher Wandel aus ganz unterschiedlichen Richtungen erfolgt.

Es ist wichtig zu betonen, dass dieser Ansatz nicht als ein Verallgemeinerungsprozess aus der Einzelheit zu verstehen ist, wie oft vermutet wird. Es ist nicht das Ziel, zu einer allgemeinen Wahrheit zu gelan-



Wussten Sie schon, dass die meisten Gastwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler an der Universität Göttingen aus Indien kommen?

gen, sondern etwas Spezifisches soll erleuchtet und herausgearbeitet werden, das definitiv von einer umfassenderen Bedeutung aber ohne den Anspruch auf eine allgemeine Wahrheit ist. Das Allgemeine ist oft banal; Anthropologen beschäftigen sich zwar mit dem gewöhnlichen Leben, streben aber danach, darüber Aussagen zu treffen, die nicht banal sind. Andersherum sollte dieses Verfahren auch nicht als weitreichender Empirismus verstanden werden, bei dem die kleinsten Einzelheiten des gesellschaftlichen Lebens erschöpfend detailliert erfasst werden. Die Absicht kann man weder durch die Präzision der Beobachtungen und Beschreibungen (erweiterte Fallstudien oder Situationsanalysen) verfolgen, noch durch eine repräsentative Stichprobe.

Die Perspektive, die ich hier zeige, kommt offensichtlich der nahe, die der verstorbene amerikanische Anthropologe Clifford Geertz in seinem berühmten Aufsatz über das Konzept der »dichten Beschreibung« dargelegt hat (*Thick description: Toward an interpretive theory of culture*, 1973). Die Öffnung von einer fragmentarischen Erkenntnis hin zu einer umfangrei-

chere Einsicht ist ein konzeptioneller und theoretischer Schritt und keine Form der Generalisierung. Er ergibt sich nicht aus der reinen Beobachtung, sondern ist eher theorielastig. Die Theorie sollte hier im ursprünglichen Sinn des Beobachtens und Nachdenkens verstanden werden. Es geht hier nicht um Theorie als Schritt der Verallgemeinerung, wie in einer »allgemeinen Theorie der Handlung« oder in einer »Theorie der Praxis«. Daher verwende ich das Konzept der Ganzheitlichkeit (»Holismus«) nicht als eine ethnografische Methode an sich, sondern als konzeptuelles Engagement, in der Übersetzung eine zentrale Rolle spielt. Einige Beobachtungsmethoden in der Mikrosoziologie, Stadtgeografie und aktorsorientierten Politikwissenschaft ähneln der ethnografischen Methode, aber teilen nicht die radikal andere theoretische Ausrichtung der Anthropologie. Ihr grundlegender Ausgangspunkt liegt darin, die für selbstverständlich gehaltene Universalität der westlichen Gesellschaft in Frage zu stellen. Die »holistische« Perspektive der Anthropologie erlaubt uns, die westlichen Annahmen »einzuklammern« und zu erforschen, wie Menschen außerhalb »des modernen Westens« ihr

**Rechts:** Verbrennung von Weihrauch in Master Yangs Heiligtum.

**Unten:** Professoren van der Veer und Wu Da mit buddhistischen Mönchen in Master Yangs Heiligtum.





gesellschaftliches Leben leben, ohne die Universalität des westlichen Verständnisses anzunehmen.

Anthropologen betrachten die universalen Ansprüche der Modelle, die alleine auf einer irrtümlich isolierten und höheren westlichen historischen Erfahrung basieren, mit kritischem Blick. Erstaunlich ist die Allgegenwärtigkeit des Ethnozentrismus in den Sozialwissenschaften und öffentlichen Debatten, die von Diskussionen über Demokratie, Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft bis hin zu Diskussionen über Religion, Säkularität, Klassenzugehörigkeit und Familie reichen. Einer der größten Makel bei der Entwicklung einer vergleichenden Perspektive scheint der nahezu universale Vergleich jeder existierenden Gesellschaft mit einer idealtypischen und vollkommen autarken euro-amerikanischen Modernität zu sein.

Dies ist das essenzielle theoretische Statement der Anthropologie, einer Disziplin des »Dazwischen-Seins« – zwischen dem Westen und dem Rest der Welt. Wie aber funktioniert das Immer-Unterwegssein in der Praxis? Man stelle sich vor, dass der Ethnograf oder die Ethnografin nach jahrelanger Vorbereitung bereit ist, sich auf die Reise in ein fremdes Land zu begeben. Wir leben nicht mehr in einer kolonialisierten Welt und daher müssen die nationalen Behörden ihre Erlaubnis zur Feldforschung geben. Das bereitet massive Schwierigkeiten, da die meisten nationalen Behörden keine Menschen mögen, die einen Blick »in ihre Küche« werfen möchten. Anthropologen sind noch dazu besonders an Konflikten, Diskussionen und sensiblen Themen interessiert, während nationalen Behörden besonders daran gelegen ist, sie davon fernzuhalten. Das stellt ein Problem dar, welches teilweise dadurch gelöst wird, indem Anthropologen ihre eigene Gesellschaft untersuchen. Dies ist aber kein glücklicher

Umstand, da ein Vorteil des Unterwegsseins darin besteht, dass man die Dinge befremdlich wahrnimmt, die die Einheimischen als selbstverständlich ansehen. Diese Verfremdung ist dort schwieriger zu erreichen, wo man heimisch ist. Muslime in Indien oder Tibeter in China wiederum bleiben Ausländern in der Regel fremd, weil die Anthropologen generell kein Forschungsvisum bekommen.

Man stelle sich dann vor, dass nach ein oder zwei Jahren »im Feld« der anthropologische Doktorand nach Göttingen zurückkehrt. In diesem Moment muss er sich in einen Theoretiker verwandeln, um in der Lage zu sein, seine Ergebnisse in eine universalere Sprache zu »übersetzen«. Zum einen ist diese universale Sprache Englisch, obwohl man überraschenderweise immer noch Dissertationen über entfernte Orte findet, die auf Deutsch geschrieben sind, was auch dafür sorgt, dass niemand außer einem kleinen deutschen Zirkel sie lesen kann. Zum zweiten ist Englisch die Universalsprache der

Sozialwissenschaften, in der Konzepte wie Schichtung, Habitus, Ritual und Geschlecht zur Übersetzung der eigenen Ergebnisse zur Verfügung stehen. Bei diesem Prozess handelt es sich um eine Abstraktion, die es zwar den Informanten am Studienort erschwert, darüber zu lesen, was über ihr Leben ausgesagt wird. Gleichzeitig aber wird der breiteren allgemeinen Öffentlichkeit ermöglicht, Erkenntnisse über ferne Orte greifbar zu machen.

Nachdem der Anthropologe nun die Dissertation geschrieben hat, steht er vor der Situation, sich um Arbeitsplätze zu bewerben, die vorwiegend im Westen liegen. Für den Rest seines Lebens ist er nun unterwegs zwischen dem Ort seiner Forschung und den Orten seines Lehrens und Lebens. Hat er eine Familie, fällt ihm die Reise an den fernen Ort zunehmend schwerer. Aber ihm geht es immerhin besser als seinem Kollegen, der an dem fernen Ort lebt und an einer westlichen Universität lehrt. Diese Person gehört niemals der Gesellschaft an, in die sie immigriert ist, und bleibt eine exotische Gestalt insofern, dass von ihr erwartet wird, den fernen Ort, über den sie lehrt, zu verkörpern.

Man kann Gesellschaften auch daran auf einer Skala messen, wie freundlich sie ausländische Akademiker empfangen. Die USA zeigen das meiste Entgegenkommen, während arme Länder der Dritten Welt mit armen Universitäten wahrscheinlich am anderen Ende der Messlatte stehen. Deutschland liegt irgendwo dazwischen. Deutsche Universitäten haben erkannt, dass sie international sein müssen, um wettbewerbsfähig zu bleiben, kämpfen aber gleichzeitig mit der jeweils hiesigen Bevölkerung, die nicht unbedingt besonders ausländerfreundlich ist. Ein gutes Beispiel ist die Ausländerbehörde der Stadt Göttingen, wo kaum Englisch gesprochen wird. Mit wechselndem Erfolg versucht die Universität ihrem Ruf als internationaler Standort aus den Zeiten zwischen den beiden Weltkriegen gerecht zu werden, aber die Stadt, »die Wissen schafft«, steht immer noch im provinziellen Abseits. Die durchweg geltenden Antiimmigrationsgesetze machen es ausländischen Wissenschaftlern schwer, eine Familie zu gründen und dabei Verbindungen mit ihren transnationalen Netzwerken von Freunden und Familien aufrechtzuerhalten. Aus diesem Grunde sehen viele Wissenschaftler Göttingen als Zwischenstation, anstatt zu bleiben – unterwegs zu sein wird zum Lebensstil. Es ist eine Sache, junge ausländische Wissenschaftler zu gewinnen, aber eine ganz andere, ihnen eine Chance zu geben, eine Existenz aufzubauen.









**Oben:** Dai Frau an ihrem Webstuhl.

**Rechts:** Chinesischer Tourismus an einem heißen Brunnen in Sichuan, Südwest-China.

**T**he one big difference between philosophers (or members of the Philosophische Fakultät in general) and anthropologists is that the latter leave their life of relative comfort for far-away places to study life not in the abstract but in the concrete, as lived reality. The somewhat jaded story about Immanuel Kant is that he made a daily stroll in Königsberg and that that was his encounter with everyday reality. For the rest he could imagine space and time and even world-peace from his study. He was quite capable to do this, though, so one should not disparage philosophy because of its protected vantage point. Let me share an anecdote. When I was a student I had a Sanskrit professor who never went to India and even refused to go to Japan to collect a sizable award that had been given to him. He wrote of India as a textual place, using the textual traditions as his sources and of course what others wrote about it. Again, he was quite capable in doing this, although he hardly left Utrecht. The Chinese Sankrit scholar Ji Xianlin wrote in his *Zehn Jahre in Deutschland* about a Professor of Chinese who could not speak Chinese and had never been to China.

Ji himself went before the Second World War to Göttingen mainly in order to acquire the status of a foreign educated scholar which was then and now highly prized among Chinese. But he got stuck in Göttingen at the outbreak of the war and had to wait long till he could return to his motherland. Ji is an interesting case, since he was clearly an intelligent and ambitious man (he became later the Vice-President of Peking University), but in his book he is not able to offer the reader more than a few ironic observations about Göttingen and the deplorable fact that the Germans who had such a high culture were unable to understand politics. One would have hoped that a Chinese intellectual, someone from an entirely different culture, would have been able to say something surprising and illuminating about Germany during the War. To our disappointment, however, his example shows how people who are studying abroad (and even working abroad) can live in a cocoon of their own making and do actually observe very little about the surrounding culture. One cannot help but wonder about the large groups of Asian students today in Göttingen. Do they observe more about German culture than their famous

predecessor? Or do they just live in the same kind of self-chosen cocoon insulated from too much confrontation with the alien culture? Many Chinese students become Christian while they are in Germany, but they frequent their own communal churches, while avoiding the German ones. They seem to be primarily happy to be among themselves while embracing a universal creed.

Anthropologists are quite different from these lay travellers in the sense that they make a profession of being »on the go«. This implies that perhaps people need to be trained to be able to make intelligent observations about the alien cultures they move into. The ethnographic method consists of a long stay »in the field«, a familiarization with the »way of life« of the people one studies, and thus in many cases a long linguistic preparation to acquaint oneself with the local language. The rather »vague term »way of life« suggests a »holistic« approach in which a society is examined in its entirety. As one knows it is practically not possible to have such a total vision, unless one fantasizes societies as outside of history and outside of a larger world of interaction. In the early stages of the development of anthropology students of small-scale societies may have been tempted to isolate their fieldwork-sites, but no student of an Indian or a Chinese village would have been able to sustain such a fantasy. What ethnographers do claim, however, is that their study of everyday life in a small setting allows them to interpret a larger entity (local, regional, national, or even global) and that that knowledge cannot be gained through the deployment of surveys. The claim here is that through close study of

a fragment one is able to comment on the larger whole and an understanding of the larger whole allows one to interpret the fragment (whatever that particular whole or fragment may be). While this resembles the hermeneutic circle of textual interpretation one needs to recognize that social life is not a closed text and that the openness of social change is multi-directional.

It is important to emphasize that this is not to be understood as a process of generalization from the particular as is often assumed. The purpose is not to come to some general truth, but to highlight something that is not general, something specific without any pretense to general truth, but definitely of broader significance. What is general is often banal and while anthropologists deal with ordinary life they strive to say something about it that is not banal. On the other hand, it is also not to be taken as a far-going empiricism, in which the minutiae of social life are recorded in exasperating detail. Such a purpose cannot be sustained by precision of observation and description (extended case study or situational analysis) or claims to producing a representative sample.

The perspective I present here is obviously close to that of the late American anthropologist Clifford Geertz in his



*famous essay on »thick description«. The move from fragment to a larger insight is a conceptual and theoretical one and not a form of generalization. It does not come from mere observation, but is theory-laden. Theory should be taken in its original sense of observing and contemplating. This is not theory as generalization, like in »a general theory of action« or a »theory of practice«. Therefore I take the concept of »holism« to refer not to the ethnographical method per se, but to anthropology as a conceptual engagement, in which translation plays a central role. Some observational methods in micro-sociology, urban geography, actor-oriented political science resemble the ethnographic method, but do not share the radically different theoretical orientation of anthropology. Its basic starting-point is to question the universality of what in Western society is taken for granted. The »holistic« perspective of anthropology allows us to »bracket« Western assumptions and investigate how people outside of »the modern West« are conceptualizing their social life without presuming the universality of Western understandings.*

*Anthropologists turn a critical eye on universal pretensions of models that are solely based on a putatively isolated and superior Western historical experience. The pervasiveness of ethnocentrism in the social sciences and in public debate is astonishing, ranging from discussions of democracy, public sphere and civil society to discussions of religion, secularism, class and the family. One of the greatest flaws in the development of a comparative perspective seems to be the almost universal comparison of any existing society with*

*an ideal-typical and totally self-sufficient Euro-American modernity.*

*This is the essential theoretical contribution of anthropology which situates itself »in-between« the West and the Rest; but how does this being always »on the go« work in practice? Imagine that after years of preparation the ethnographer is ready to embark on his (or as one should say these days her) journey to a strange land. We do not live anymore in a colonized world and therefore the state authorities have to give her permission to do the field research. That is a huge difficulty, since most state authorities do not like people who take a look in their kitchen. Anthropologists are especially interested in conflict, in debate, in sensitive issues, and state authorities are particularly keen to keep them away from there. This is a problem which is partly solved by having anthropologists study their own society. This is not fortunate, since one of the good things of being »on the go« is that one sees things as strange that the natives see as natural. This Verfremdung is more difficult to obtain when one is native to a place, but in, say, studies of Muslims in India or Tibetans in China this is hard to avoid, since foreigners will generally not get a research visa.*

Yaks: Tibetansische Kühe in Muli, Südwest-China.



*Now imagine that after one or two years of having been in the field: the anthropological Ph.D. student comes back to Göttingen. At that moment he has to turn himself into a theorist to be able to translate his findings into a language that is more universal. First of all, this universal language is English, although surprisingly enough there are still dissertations written in German about faraway places, which ensures that nobody outside a small German circle can read them. Secondly, this is the universal language of the social sciences, in which concepts like stratification, habitus, ritual, and gender have to translate one's findings. This is a process of abstraction that makes it hard for one's informants in the place of study to read what is being said about their lives, but it does enable a more general audience to grasp something about faraway places.*

*Having written the dissertation the anthropologist finds himself now in the position to apply for jobs which will be in the vast majority located in the West. For the rest of his life he is now »on the go« between the place he studies and the place where he teaches and lives. When he has a family the travel to the faraway place becomes more and more difficult. But still he is better off than his colleague who belongs to the faraway place and teaches in the Western university. That person*

*never belongs to the society he has immigrated in and remains an exotic creature to the extent that he is expected to represent the faraway place about which he teaches.*

*Societies can be put on a scale as to what extent they are welcoming foreign scholars. The USA is the most accommodating, while poor third world countries with poor universities are probably at the other end of the scale. Germany is somewhere in between with universities realizing that they have to be international to be able to compete but with local populations that are not very keen on foreigners. Göttingen with its Ausländerbehörde in which English is hardly spoken is a good example. With varying success the university tries to live up to its Interbellum reputation of an international place that creates knowledge, but the town is still a provincial backwater. The across the board anti-immigration legislation makes it hard for foreign scholars to start a family and keep connections with their transnational networks of friends and family. Therefore, instead of staying in Göttingen many scholars look at it as a temporary station, so that being »on the go« becomes a lifestyle. It is one thing to attract young foreign scholars, but it is a very different thing to give them a chance to build a life.*

Peter van der Veer, Jahrgang 1953, ist Direktor des Max-Planck-Instituts zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften in Göttingen. Er unterrichtete Anthropologie an der Freien Universität Amsterdam, an der Universität Utrecht und an der University of Pennsylvania. 1992 wurde er Professor für Vergleichende Religion und Direktor des Forschungszentrums für Religion und Gesellschaft an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Universität von Amsterdam. Er war Dekan dieser Fakultät und Dekan der Amsterdamer Schule für Sozialwissenschaftliche Forschung. In Leiden war er Direktor des International Institute for the Study of Islam in the Modern World sowie Vorsitzender des Rats des International Institute for Asian Studies. 1994 wurde er an der Universität Utrecht zum Sonderprofessor

ernannt, eine Stelle, die er weiterhin innehat. Als Gastprofessor war er an der London School of Economics, der University of Chicago, der University of Michigan, der École des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris, dem Institute for Advanced Study in Princeton, der New School in New York und an der National University of Singapore. Er erhielt den Hendrik-Muller-Preis für seine sozialwissenschaftliche Untersuchung von Religion und ist Mitglied der Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences. Van der Veer arbeitet zu Religion und Nationalismus in Asien und Europa und hat dazu zahlreiche Aufsätze und Bücher publiziert. Vor Kurzem hat er eine Monografie über die vergleichende Untersuchung von Religion und Nationalismus in Indien und China fertiggestellt.

